

**Predigt im Gottesdienst am 28. Februar 2016
in der Stadtkirche St. Michael**

Okuli

Epheser 5,1–9

So folgt nun Gottes Beispiel als die geliebten Kinder und lebt in der Liebe, wie auch Christus uns geliebt hat und hat sich selbst für uns gegeben als Gabe und Opfer, Gott zu einem lieblichen Geruch.

Von Unzucht aber und jeder Art Unreinheit oder Habsucht soll bei euch nicht einmal die Rede sein, wie es sich für die Heiligen gehört.

Auch schandbare und närrische oder lose Reden stehen euch nicht an, sondern vielmehr Danksagung.

Denn das sollt ihr wissen, dass kein Unzüchtiger oder unreiner oder Habsüchtiger - das sind Götzendiener - ein Erbteil hat im Reich Christi und Gottes.

Lasst euch von niemandem verführen mit leeren Worten; denn um dieser Dinge willen kommt der Zorn Gottes über die Kinder des Ungehorsams.

Darum seid nicht ihre Mitgenossen.

Denn ihr wart früher Finsternis; nun aber seid ihr Licht in dem Herrn.

Lebt als Kinder des Lichts; die Frucht des Lichts ist lauter Güte und Gerechtigkeit und Wahrheit.

Liebe Gemeinde,

Passagen in der Bibel wie diese sperren sich dem schnellen Eingang. Sie fallen einem nichts unmittelbar ins Herz. Unser Predigttext aus dem letzten Teil des Epheserbriefes ist so ein Abschnitt, der uns ein wenig auf Distanz zu halten scheint.

Und nun befinden wir uns auf einmal in einer Zeit, in der ein solcher Ruf zur Mäßigung, zur Achtsamkeit in Worten, zur Kultur eines respektvollen Umganges und zivilisierter Verhaltensformen plötzlich Klang und Farbe gewinnt.

Worte auf Kundgebungen der Pegida, der Thügida, der AfD, die noch vor zwei Jahren öffentlich als peinlich und abstoßend empfunden worden wären, werden heute ohne Scham geäußert und sogar bejubelt. „Merkel muss weg.“ „Lügenpresse, Lügenpresse“. Vor zehn Tagen zuletzt in Erfurt. „Der rote Sumpf in Jena muss trocken gelegt werden.“ Das war am 20. Januar in Jena.

Auch manchen der Zeitungslieserbriefschreiber dieser Tage möchte man nicht in die Hände fallen.

In die Versammlungen, aber auch in die Gespräche am Arbeitsplatz, in die privaten Beziehungen schleicht sich ein Ton, der polemisch ist, aggressiv und zynisch. „Gutmensch“. Wort des Jahres 2015. Menschen wurde es angeheftet, die sich der vermeintlich naiven Aufgabe widmen, Menschen zu helfen, die ihre Heimat verlassen haben, um bei uns Zuflucht zu finden. - Andere sehen wiederum Braunes überall durchschimmern, wo Menschen Probleme sehen und von ihren Ängsten sprechen.

Wo steht die Kirche da mit ihrer Verkündigung?

Ihr Platz ist in unserem tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandlungsprozess nicht einfach gegeben. Die sozial Schwachen fürchten, die Leistungen des Wohlfahrtsstaates mit den Migranten teilen zu müssen. Die Alten empfinden die Herausforderung als bedrohlich, wollen sich ihr aber nicht stellen.

Am 20. Januar haben wir anlässlich der AfD-Kundgebung auf dem Markt als Auftakt zur Kundgebung für Mitmenschlichkeit, Toleranz und Weltoffenheit eine Friedens- und Fürbittandacht vor dem Brautportal der Stadtkirche gehalten. Den Mitwirkenden bei dieser Andacht war es ein tiefes Anliegen, für den Frieden, für eine gesellschaftliche Verständigung und eine humane Lebenshaltung gegenüber den von mancherlei Not Gezeichneten einzutreten.

In meiner Ansprache nach der Andacht habe ich versucht, den Vaterlandsbegriff positiv zu beleuchten, den das Motto der AfD-Demonstration „Für ein Europa der Vaterländer“ gebrauchte - vom Grundgesetz her, von der Menschenwürde her, von der Gastlichkeit her.

Am nächsten Tag bekam ich einen Brief von einem Menschen aus dem Thüringer Raum. „Was bewegt sie eigentlich, so über die AfD herzuziehen? Schauen Sie sich vielleicht mal genauer an, wer ihre Kirchensteuern bezahlt: Die so von ihnen geliebten und verehrten Gegendemonstranten oder wohl doch einige mehr von den AfD-Demonstranten. ... Müssen Sie es dem Licht-Ausschalter Neymeyr unbedingt auf anderem Wege nachma-

chen. Denken Sie vielleicht mal drüber nach, ob es der richtige Weg ist, Andersdenkende zu diffamieren und abzuurteilen. ... Aber das sich die Kirche mit den Regierenden arrangiert, war ja in jedem unserer vergangenen Systeme so.“

Hatte ich mich so ausgedrückt? Musste man mich so verstehen? Hatte ich keine Tür mehr offen gehalten, an meine Gedanken anzuknüpfen, sich gar nachdenklich stimmen zu lassen? War meine Rede „nährisch und lose“? In den Ohren dieses Zuhörers hat sie offenbar so geklungen. „Schändlich und tönliche Rede stehen uns nicht an“, mahnt uns der Epheserbrief. Als Christen und als Kirche erleben wir in diesen Wochen, dass das, was wir sagen, sehr verschieden gehört werden kann.

Die Berliner Ausländerbeauftragte Barbara John hat den Kirchen vorgeworfen, mit dem allgemeinen Verweis auf die Gottebenbildlichkeit jedes Menschen alle Problemanzeigen auszublenden und sie aufgerufen, sich über den Verweis auf bestimmte Werte hinaus verantwortlich in die Flüchtlingspolitik einzubringen. Es fehle das verantwortliche Aufzeigen praktischer Lösungen. Reden wir als Kirchen und Gemeinden „tönlich“ und naiv angesichts großer Herausforderungen? Ich merke, wie genau und wie gut gegründet wir unsere Worte zu wählen haben.

Ich haben dem der AfD nahe stehenden Briefschreiber zurückgeschrieben: „Angesichts der vor uns liegenden großen gesellschaftlichen Herausforderungen sollten wir nicht die Angst sprechen lassen, sondern Mut fassen. Das „halte ich in der aktuellen Situation für eine unbedingt gebotene christliche Aufgabe. Hier haben wir unsere spezifischen „Ressourcen“ einzubringen: Gottvertrauen, Geisteskraft und Geistesgegenwärtigkeit, Zivilcourage, Unverzagtheit, Barmherzigkeit. ... Mit meinen Wortmeldungen wollte ich die Mitglieder und Anhänger der AfD also nicht „diffamieren und aburteilen“, wie Sie sagten. Mir geht es darum, dass wir die Geister und dass wir die Worte unterscheiden: Welche dienen dem Frieden, dem Leben und dem Miteinander in der Gesellschaft? Und welche grenzen aus

und sprechen anderen Menschen gleichberechtigtes Leben ab?“ (Ende des Zitates aus meinem Antwortbrief).

Wo ist unser Platz als Kirche? Wo kommen wir als Christen zu stehen?

„So folgt nun Gottes Beispiel“ – seid „Nachahmer Gottes“ heißt es wörtlich im Epheserbrief (5,1). Das ist eine biblisch nur hier vorkommende gewagte Formulierung als Begründung für einen vieldeutigen Sachverhalt. Manche sagen: Gott nachahmen, heißt: Man muss sich von der Welt unterscheiden. Kirche ist Refugium, Lebensquelle und Hoffnungort. Das leben wir im Gottesdienst, in diakonischen Einrichtungen, in Kommunitäten und im privaten Kämmerlein!

Nachahmung Gottes aber hält sich nicht an einen unsichtbaren und frommen Gott. Gottebenbildlichkeit ist nicht nur eine theoretische Aussage. Wir können sagen: Sie kommt praktisch in dem Maße zum Vorschein, wie der Mensch Gottes Taten und Gebote nachahmt. Die Nachahmung Gottes folgt seinen Wegen, orientiert sich daran, wie er sich seinem Volk, seinen Kindern zuwendet. Diese Zuwendung, sein wohltuendes Wirken zeigt sich definitiv in der Lebensgeschichte und im Schicksal von Jesus Christus. In ihm haben wir das lebendige anschauliche Beispiel der Nachahmung Gottes: Als Leben in der Liebe, als Nachfolge, als Konformwerden im Mitleiden und im Mitleiden der Geschichte von Jesus Christus.

Christlichkeit ist nicht nur ein bestimmter Glaube, sondern auch eine Gesinnung, eine Gesinnung, die nicht nur die privaten, sondern auch die öffentlichen Sachverhalte danach zu unterscheiden sucht, was Jesus dazu sagen würde, eine Haltung, die danach fragt, welches Handeln seiner Liebe zur Welt gemäß wäre.

Diese christliche Gesinnung wiederum schlägt sich nieder in einer Gesittung, äußert sich in Umgangsformen, ja sagen wir ruhig in Manieren, einer Weise der Begegnung, die mit bestimmten Betragensformen, die wir heute erleben, nicht vereinbar ist.

Menschen haben Angst vor der Zukunft, vor Einbußen, vor dem Fremden, vor der Veränderung. Diese Verstörung höre ich aus dem Brief heraus, den ich in dieser Woche bekam, nach dem am Vortag ein anderer Sebastian Neuß – es gibt in Deutschland also noch weitere Menschen mit diesem Namen –, über das soziale Netzwerk Facebook in der BILD die Rolle der sächsische Polizei in Clausnitz auf's Korn genommen hatte. Ich nehme wahr, wie Angst die Worte in diesem Brief zu einer Sprache führt, die gleichzeitig abgrenzt und abwertet. Eine Frau schreibt mir da unter einem Fantasienamen:

„Guten Tag. Immer gegen die Polizei klopfen und dumme Sprüche machen. Jeder, der nur den Mund öffnet, ist gleich brauner Mob, rechtes Gesocks, Nazigesindel ... Ich stelle aber auch kritische Fragen zu den Flüchtlingen. Z.B. wer bezahlt das alles? Wer gibt diesen Menschen Arbeit, die sonst nichts können als Kinder machen, und wo wir selbst Millionen von Arbeitslosen haben?? Wer bezahlt ihre Wohnungen, Kleider, Verpflegung, Strom, Wasser, Heizung? Wer kommt für ihre medizinische Betreuung auf? Die dummen Deutschen, die jeden Tag arbeiten? Mahlzeit! Die „Flüchtlinge“, von denen die meisten eher Parasiten sind, strömen in das Land, wo Milch und Honig durch die Straßen fließen und Manna vom Himmel fällt, weil sie gehört haben, dass man dort mehr Geld bekommt fürs Nichtstun als Zuhause mit Arbeiten ... Ich gehöre übrigens auch nicht zum braunen Mob, denn mein Großvater war ungefragt selber ein Opfer Hitlers. Aber man wird doch noch kritische Fragen stellen dürfen. Die das nicht tun und immer nur Halleluja schreien und auf Wolke 7 schweben, werden eines Tages die Dummen sein.“

Ich möchte hören und verstehen. Es können berechtigte Befürchtungen dahinter stehen, es mag teilweise Richtiges dabei sein. Wir wollen die Ängste der Menschen „ernst nehmen“. Und doch es ist diese Sprache, die ich nicht nur nicht mitsprechen kann, sondern die mich abstößt, weil sie lose, töricht, schändlich und menschenverachtend ist.

Wir kommen wir da weiter? Was sollen wir sagen?

„Lebt in der Liebe“, sagt der Paulus des Epheserbriefes (5,1). Ich weiß, dass ich mit dieser Botschaft auf meine Briefschreiber wirke wie einer, der auf einer rosaroten Wolke schwebt, dessen Lobgesang ist wie Pfeifen im Wald. Doch ich bleibe dabei: „Schandbare und närrische oder lose Reden stehen euch nicht an, sondern vielmehr Danksagung.“ (5,4)

Also ich werde weiter mein Halleluja singen. Ich werde nicht einstimmen und den Mangel beklagen. Ich bleibe dabei, die Fülle zu feiern. Und damit meine ich neben der Fülle des Christusheils auch den Dank für unseren gewaltigen materiellen Wohlstand.

Ich werde nicht davon ablassen zu glauben: Wir sind nicht verloren, sondern für ihn gewonnen von Christus. Er hat sich „selbst für uns gegeben als Gabe und Opfer“, jubelt der Apostel des Epheserbriefes (5,2). Christus rettet aus Sünde und Tod und er stillt die Angst. Wenn wir darin gewiss sind, können wir dem Neuen und allen Veränderungen unverzagt entgegen treten.

Wir sind nicht allein, sondern „geliebte Kinder“. Und damit sind nicht nur wir gemeint, sondern auch die, die mir fremd sind. Auch ihnen ist Gott nah, auch sie sind seine Kinder.

(...)

Gott „nachahmen“, Gottes Spuren folgen heißt, seinem Beispiel im eigenen Umgang mit der geschundenen Kreatur, mit den Verlorenen, den Niedrigen eine erkennbare Gestalt zu geben. Sie begegnet dem anderen nicht herablassend, sondern ebenbürtig, nicht übergriffig, sondern raumgebend und lebensfördernd, nicht herabwürdigend, sondern respektvoll, nicht bedrängend, sondern achtsam.

Selbstbereicherung und und Selbstüberhebung sind keine Instrumente, um zu einem guten Leben zu gelangen. Es als Geschenk entgegen zu nehmen, ist die richtige Weise, und die angemessene Resonanz sind „Danksagung“, Lob und Dank.

Wer in Christus ist, ist im Licht (5,8). Dieses Licht hat sein Kraft aus der Zusage der Totenauferweckung. Nicht im Tod bleiben zu müssen, sondern ins Leben gerufen zu werden, darin kommt die Fülle der Liebe Christi am stärksten zum Ausdruck.

Die AfD hat ihre thüringische Anhängerschaft zur nächsten Kundgebung nach Jena auf den Markt gerufen. Für den 20. April haben zwei Naziorganisationen einen Fackelmarsch angemeldet.

Wir bleiben dabei und versuchen uns an einer Sprache der Liebe, des Friedens und der Menschenfreundlichkeit. Versuchen wir dabei so einladend zu reden, dass auch die sich angesprochen und eingeladen fühlen, die sich jetzt von dumpfen Sprechchören angezogen fühlen oder mitreißen lassen. Um es mit dem heutigen Epheserbrief zu sagen: „Die Frucht des Lichts aber ist lauter Güte und Gerechtigkeit und Wahrheit.“ (5,9) Ich hoffe, dass wir in unserem Reden, unserer Sprache, unserem öffentlichen Auftreten in diesen Tagen und überhaupt in unserer Zeit an dieser Fülle, an dieser Liebe und an dieser Hoffnung erkennbar sein werden. Gott berühre uns dazu unseren Herzen und öffne uns Mund und Hände.

Amen.